

SONNTAG

1. FEBRUAR 2004 / NR. 18 376

So lange sie sich erinnern kann, ist Cornelia Froboess ein Star: Mit sieben sang sie „Pack die Badehose ein“, mit 15 begann ihre Karriere als Teenager in mehreren Rock'n'Roll-Filmen, meist an der Seite von Peter Kraus. Jetzt ist sie 60 und spielt demnächst in München unter der Regie von Thomas Langhoff die „Mutter Courage“. Cornelia Froboess ist verheiratet und lebt auf einem großen Hof in Bayern.

Waren Sie eigentlich wirklich die Berliner Göre, als die Sie früher galten?

Schon. Ich war auch immer nur mit Jungs unterwegs. Wir waren eine kleine Gang, so richtige Rabauken.

Es war die Zeit des Nachkriegs-Berlins.

Wir spielten in den Kriegsrüinen. In Wedding, wo wir wohnten, waren die Häuser unterirdisch wie Labyrinth verbunden. Die gehörten uns, da haben wir Verstärker gespielt. Manchmal saß ich fünf Stunden im Keller, bis ich gefunden wurde. Das war toll! Oder diese Schrebergartenidylle, das war mein Jagdgebiet. Ich war immer zerschunden, und ich wurde immer gesucht von meiner Mutter, die verzweifelt war, weil ich wieder einen Auftritt vergessen hatte. Das war schon Wahnsinn. Deswegen war ich ja auch traurig, als wir dann so langsam am Vornehm wurden und in den Grunewald zogen. Ich verlor dadurch mein ganzes Terrain.

Mit „Pack die Badehose ein“ wurden Sie über Nacht ein Kinderstar.

Ach, ich wollte ja nie etwas Besonderes sein. Ich wollte immer nur sein wie alle anderen. Nur, das war ein frommer Wunsch, das ging ja gar nicht mehr. Ich wollte zum Beispiel lange Zeit ins Internat gehen. Die Internate hatten's mir angetan, weil die Mädchen alle so blaue Uniformen hatten, die fand ich toll. Ich wollte mich da einreihen.

Sie wollten sich einreihen? Sie galten doch als frech und vorlaut.

Ich war sicher aufmüppig – als Kind. Später dann, in der Teenagerzeit, wurde ich abgerichtet für die Gesellschaft. Ich lernte, nicht zu widersprechen – wie falsch.

Warum falsch?

Weil das das Alter ist, in dem ein Mensch seine eigene Persönlichkeit entfalten kann. Und da ging's bei mir doch schon sehr ums Geschäft.

Das war die Zeit der Conny-und-Peter-Filme.

Ja, auch als diese Paul-Anka-Songs kamen, „Diana“ oder „I love you“. Ich fand das schon toll, aber irgendwann stellte ich mir die Frage, was ich denn mal werden will. Und ich hatte nie das Gefühl, dass das Singen und diese Rock 'n' Roll-Filme mein Beruf waren. Mein Berufswunsch war, in die Rolle eines anderen zu schlüpfen, mich nicht ununterbrochen preiszugeben.

Das heißt, in den Filmen waren Sie immer Sie selbst gewesen?

Ja, ja, das war ich. Auch diese Naivität. Die war nicht gespielt. Ich war mit 17 nicht zu vergleichen mit anderen Mädchen in diesem Alter. Ich war noch ein Baby.

Wie meinen Sie das?

Zum Beispiel die Aufklärung. Ich war ja völlig fern von „schmutzigen Dingen“. Mir hat niemand unanständige Witze erzählt. Und da ich so berühmt war, konnte ich auch nicht wie die anderen Teenager, die ja sogar zu meinen Songs tanzten, in eine Disko gehen und Remmiedemmi machen, was ich wahnsinnig gern getan hätte. Kaum war ich da, war ich auch schon umringt und gab Autogramme. Ich war nie allein für mich.

Das war die Schattenseite der Conny-Hysterie.

Da ist viel verloren gegangen. Als Teenager war ich nicht sehr glücklich.

Und Groupies? Gab es keine Jungs, die Ihnen hinterhergelaufen sind?

Die kamen doch gar nicht an mich ran. Die Eltern haben mich abgeschirmt. Mit 19 habe ich noch eine Ohrfeige bekommen, weil ich eine halbe Stunde zu spät nach Hause kam! Ich werde auch nie vergessen, wie ich abends mal mit dem Heinz Erhardt und anderen Filmleuten in einem Lokal saß, und plötzlich mein Vater in der Tür stand, auf die Uhr guckte und sagte: „Nach Hause!“ Der sagte nicht „Guten Abend“ und gar nichts, der sagte: „Nach Hause!“ Ich habe mich geschämt vor den anderen – aber ich bin aufgestanden und nach Hause gegangen.

Sie haben sich gefügt, obwohl Sie es nicht richtig fanden. Ich habe meinem Vater dann schon bitterlich gesagt, dass das das Letzte sei.

Was war das für ein Verhältnis zu Ihrem Vater, der ja nicht nur „Pack die Badehose“ komponiert hatte? Anders als zu Ihrer Mutter?

Die Mutter war in erster Linie Mutter. Der Vater aber war in erster Linie Geschäftspartner. Das war nicht der Papa, sondern mein Manager. Vater ist er erst geworden, als ich den Beruf gewechselt habe. Da habe ich meinen Vater überhaupt erst angefangen zu lieben. Als ich mich von ihm getrennt hatte.

Obwohl er damit nicht einverstanden war.

Doch, er fand das schon toll. Er war schon mächtig stolz, dass ich Theater spielte und hat mich bewundert. Aber er war halt Musiker, und sein Herzblut war die Musik. Ich hatte mich aber davon abgewandt...

... und dadurch ja auch von ihm...

...das war wie eine Aufkündigung. Er sah immer nur, dass da ein Talent von mir weggeworfen wurde.

Wie ist Ihr Vater damit umgegangen?

Oh, die Branche ist so bössartig. Mein Vater hat ja wei-



„Eigentlich habe ich meinem Vater die Zukunft versaut“

Nächste Woche beginnt die Berlinale. Was wird eigentlich aus Stars, wenn sie älter werden? Cornelia Froboess spielt Theater. Und sagt: „Es tut gut, dass dieses ganze Wettbewerbszeug vorüber ist.“

INTERVIEW: VASCO BOENISCH; FOTO: THOMAS SCHULZE/ZB

ter komponiert, aber die haben nur gesagt: „Ach, der Vater, der Vater...“ Da hat er sich sogar ein Pseudonym zugelegt, damit seine Sachen unabhängig beurteilt wurden. Er hat im Grunde genommen am meisten unter mir gelitten, denn er wollte als Komponist unabhängig von seiner berühmten Tochter gesehen werden. Doch das war nicht mehr möglich. Eigentlich habe ich ihm seine Zukunft versaut.

War Ihnen das damals bewusst?

Ich habe mich, ehrlich gesagt, nicht so wahnsinnig dafür interessiert. Ich habe mich erst wirklich für meinen Vater interessiert, als es fast schon zu spät war, als er sehr krank wurde. Gott sei Dank ist noch so viel Zeit geblieben bis zu seinem Tod 1976, dass wir uns ganz liebevoll versöhnen konnten in einem sehr großen gegenseitigen Verstehen.

Das heißt, als Sie ab 1959 Schauspielunterricht nahmen und dann 1963 tatsächlich Ihre erste Rolle am Salzburger Landestheater bekamen, war das auch ein gezielter Abnabelungsprozess?

„Ich hatte nie das Gefühl, dass Singen und diese Rock'n'Roll-Filme mein Beruf waren.“

Ich war ja ein Mensch, der bis dahin nur fremdbestimmt gewesen war, sei es durch die Eltern oder später zusätzlich durch Produzenten und Manager, Fernsehen, Radio, Termine. Irgendwann hatte ich davon so genug, dass ich endlich über mich selbst bestimmen wollte. Die Bewerbung beim Theater war mein erster alleiniger Entschluss.

Wie war das Vorsprechen?

Furchtbar. Ich hatte so was ja mein Leben lang nicht gemacht...

...bis dahin waren Sie immer gerufen worden...

...und auch danach musste ich nie wieder etwas vorsehen. Aber dieser Moment war entsetzlich. Da saßen zwei Herren: Der eine war der Intendant Hellmuth Matiasek, mein späterer Ehemann, und der andere sein Chefdramaturg Werner Schneyder, der Kabarettist. Und da hieß es halt am Ende: Sie hören von uns. Wie es immer so heißt. Aber es kam tatsächlich ein Brief mit einem Jahresvertrag. Und dann habe ich das gemacht, ohne Privilegien, bereit, alles zu spielen, was man mir anbietet.

Und Sie waren glücklich.

Ja, selig! Erste eigene kleine Wohnung. In Salzburg, 3000 Schilling, so 250 Euro, habe ich damals verdient, das war viel für Salzburg. Aber die Wohnung hat ja schon so viel gekostet... Na ja, das war unglaublich schön. Ne doller Zeit.

Auf eigenen Füßen.

Ach, ja. Da wusste ich auch endlich, was ich getan habe. Da wusste ich, das habe ich mir selber verdient.

Im Theater ging es dann auch wieder schnell bergauf: Braunschweig, Berlin, Wien und ab 1972 die Münchner Kammerspiele. Hat Sie das verblüfft?

Nein, aber ich habe da nicht viel drüber nachgedacht. Ich habe es einfach gemacht. Okay, ein gewisses Gefühl, was gut oder schlecht ist, das hatte ich schon. Und es kamen auch genug andere Leute, die gesagt haben, was ich mache, sei gut.

Darunter die Größten des deutschen Theaters: Hans Lietzau, Dieter Dorn, Luc Bondy, Thomas Langhoff – und George Tabori, mit dem Sie bei „Mein Herbert“ von Herbert Achternbusch zusammengearbeitet haben.

Ja, der George. Das war wohl bis heute mein spannendstes Bühnenerlebnis. Tabori ist für mich eine Schlüsselfigur auf meinem Weg als Schauspielerin – und als Mensch.

Inwiefern?

Das kann ich gar nicht in Worte fassen. Ich hatte bis dahin gedacht, dass ich richtig an Stücke und Rollen herangehe. Aber durch Tabori hat sich alles noch einmal total, aber so was von total verändert. Tabori zu erklären, ist vollkommen sinnlos, das muss man selbst erfüllen. Immer, wenn es ganz schlimm wird, dann denke ich an den George, was er sagen würde, und dann geht es irgendwie weiter. Er ist wirklich ein Guru, großartig.

Würden Sie gern wieder mit ihm zusammenarbeiten?

Ach, immer, immer. Ich glaube nur, es geht ihm nicht so gut. Neulich traf ich ihn in Berlin vor dem Berliner

„Immer, wenn es schlimm wird, denke ich an George Tabori. Er ist ein Guru. Großartig.“

Ensemble. Ich sagte: „Hallo, George.“ Aber er sieht ja kaum noch was; bis ich dann ganz dicht vor ihm stand. Und er antwortete mit dem ihm eigenen Akzent: „Oh, isch habe gerade heute Nacht von dir geträumt.“ Ich sagte: „Du bist so ein Lügner!“ Er: „Sie, sie glaubt mir nicht, sie glaubt mir nicht. Isch habe wirklich von dir geträumt.“ „Was? Das ist ja wundervoll!“ Es geht mir immer das Herz auf, wenn ich ihn sehe.

Und jetzt die Mutter Courage mit Thomas Langhoff am Münchner Residenztheater.

Ach ja, die Mutter Courage.

Klingt nicht nach Traumrolle.

Gerissen habe ich mich nicht darum.

Wie hat es Langhoff dann geschafft, Sie zu überreden?

Da hat er ganz schön geackert! Ich bin ihm allerdings auch sehr verbunden, spätestens seit der „Frau vom Meer“...

...für die Sie 1990 den Gertrud-Eysoldt-Ring bekamen...

...und bei einem so schwierigen Unterfangen, selbst mit den größten Skrupeln, da darf man nicht Nein sagen. Das wäre Kneifen. Ich hätte gern gekniffen, aber dann dachte ich: Das geht nicht, da musst du jetzt ran und Farbe bekennen.

Haben Sie die Aufführung von Peter Zadec am Deutschen Theater gesehen?

Nein, das habe ich nie gemacht, mir Stücke anschaut, die ich dann selber spiele.

Welche Vorstellung haben Sie denn von Mutter Courage?

Ich glaube, man muss sich auf die Einzelpersonen konzentrieren, auf diese Frau mit ihrer Familie. Es ist vollkommen wurscht, wo der Krieg stattfindet. Es ist halt im Krieg. Und wenn Sie so wollen, ist Krieg überall und jederzeit. Und da ist eine kleine Gruppe, die den Krieg erlebt. Man muss versuchen, nur die mit ihrem Umfeld zu zeigen, nur da eine Geschichte zu erzählen. Weg von jeglicher Belehrung. Es ist eine Zustandsfrage dieser paar Personen, und wenn wir nicht alles falsch machen, dann wird man auch Parallelen zu heute finden.

Bei all der hohen Kunst sagen Sie immer wieder, dass Sie kein „Pack die Badehose ein“-Syndrom haben.

Ich weiß auch nicht, warum ich das so oft betone.

Wahrscheinlich, weil Sie so oft gefragt werden.

Ja, es heißt immer: Ist Ihnen das unangenehm, wenn die Leute auf der Straße sagen: „Ich kenne Sie seit der Badehose.“ – Nein! Nee! Das gehört zu mir. Natürlich auch ganz besonders, wenn ich in Berlin bin, da sehe ich auf Schritt und Tritt Menschen, die ihre Biografie mit mir teilen.

Was empfinden Sie denn, wenn Sie heute in das neue Berlin kommen?

Ich finde es sehr aufregend. Ich ziehe wahnsinnig gern stundenlang zu Fuß durch die Straßen und schaue mir alles an. Aber: Es ist natürlich nicht mein Berlin, das, mit dem ich aufgewachsen bin. Zwei, drei Jahre nach dem Mauerfall habe ich mal einen Taxifahrer gefragt: „Und, wie ist das so für Sie?“ Da sagte er: „Na ja, Berlin hat seine schöne Tristesse verloren.“ Und das fand ich unglaublich toll. Weil es stimmt! Berlin hatte immer so einen Trauerflor, jeder litt ein bisschen, dass man nicht rüber konnte; aber die Menschen haben das weggesteckt durch so eine Haltung: Das schaffen wir schon. Doch dahinter war immer ein Herzleid, eben die schöne Tristesse. Die ist weg. Entweder man findet meckernde Berliner oder „Hollalalala!“ Es gibt keine Mitte mehr. Die Menschen haben ihre Mitte verloren.

Gibt es Wesenszüge, die Sie aus Ihrer Berliner Kinderstarzeit bis heute behalten haben?

Ich glaube, dass ich mir von damals immer ähnlicher werde! Das kleine Mädchen von damals ist mir heute vertrauter denn je.

Wie zeigt sich das?

Ich meine eine gewisse Art von Humor. Sicher auch so eine kindliche Aufmüppigkeit, Verbocktheit, Frechheit, so pur und geradeaus. Das ist mir vertrauter heute.

Wären Sie also gern noch mal jung?

Nein! Das einzige, was mich erschreckt an dem Lebensalter, in dem ich jetzt bin, ist wirklich nur die Zahl. Weil ich natürlich sehe, dass da nicht mehr so wahnsinnig viel Zeit übrig bleibt. Jetzt werden sich unangenehme Sachen dazugesellen: Man wird irgendwann nicht mehr laufen können; hoffentlich geht's mit dem Gehirn lange. Aber das wird sicher unbequem werden. Doch das andere ist: Dass es ein absolut luxuriöses Gefühl ist zu sagen, Karriere muss man nicht mehr machen. Das tut so gut, dass dieses ganze Wettbewerbszeug vorüber ist.

Wenn Sie heute Karriere machen wollten, müssten Sie wahrscheinlich erst zu „Deutschland sucht den Superstar“.

Oh, Gott, ja. Also, ich will nicht sagen, früher war alles besser. Aber etwas ist schon ganz, ganz fürchterlich: Wie Menschen in kürzester Zeit auf irgendein Ding hingetrümmert werden. Die kriegen schon sehr schnell ein Logo auf den Arsch gepresst oder ein Zeichen auf die Stirn, wie sie ausschauen müssen, wie sie sich geben müssen, wie sie reden müssen, wie sie leben müssen. Keine Zeit für Entwicklung. Das ist so ungesund. Man soll Leute entdecken, man soll sie fördern, aber sie brauchen doch Zeit.

Die „kleine Cornelia“ würde da nicht reinpassen?

Natürlich nicht. Zu meiner Zeit gab es nur den Rundfunk. Das Fernsehen wurde erst erfunden, ich war selbst in der ersten Fernsehsendung mit Peter Frankenfeld dabei. Und nur ein paar Leute hatten überhaupt einen Fernseher.

Aber können Sie die Jugendlichen verstehen, wenn sie sich bei solchen Shows bewerben?

Selbstverständlich, weil man schneller berühmt wird. Das ist ja die große Verführung. Und es sind ja auch begabte Leute dabei.

Das klingt nun wieder ganz milde.

Na ja, ein weiterer Vorteil des Alters ist, dass ich die Schwächen, den Kummer, die Angst meiner Mitmenschen viel besser verstehe als früher. Man wird im Alter nicht nur für sich selber sensibler, auch für andere. Das macht einen innerlich sehr reich.

Sie haben im letzten Jahr Ihren 60. Geburtstag gefeiert: Gibt es einen Lebenstraum, den Sie sich noch erfüllen möchten?

Komisch, so etwas habe ich nicht: Wünsche, Träume.

Wie bitte?

Ich habe da so eine gewisse Keuschheit entwickelt in Bezug aufs Träumen. Keine Wunschrollen, keine Träume. Die habe ich mir ein Leben lang versagt.

Aus Furcht vor Enttäuschungen?

Ich bin der Meinung, dass so etwas nicht gut geht. Ich drehe lieber Däumchen oder füttere die Hunde und denke, wenn etwas sein soll, kommt es auch. So sind eigentlich alle Sachen bisher passiert. – Oder auch nicht.